

Jean-Paul [Schluss]

Autor(en): **Rasmussen, Holger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie blickte auf das Haus der Niedrigkeit, und das betende Kinderwort kam ihr in den Sinn: „Gegrüßt . . . Voller Gnaden . . .“

Und wie Lore Wigi's Frau sie höflich bis zur

Schwelle begleitete, als hätte sie ihr etwas abzubitten, sah sie, daß sie gesegneten Leibes war . . .

„Abie, Frau . . . Kommen Sie öppe' en anderes Mal . . . Und nüd für unguet . . .“

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Nechi.

(Schluß).

XV.

Der Winter kam, und seine Tage glitten weiß und grau langsam in die Vergangenheit hinaus.

Eine sichtbare Veränderung schien in Jngolfs Zustand nicht eingetreten zu sein. Der Husten konnte ihm wohl oft stark zusetzen, und es geschah manchmal in den Nächten, daß er einen kurz dauernden Anfall von Atemnot hatte. Aber eigentlich krank fühlte er sich nicht. Nur schlaff und matt.

Er selbst war voller Hoffnung und sprach beständig und mit eifriger Sehnsucht vom Frühling, von den Kräften, die da kommen würden, und von all dem Großen, das man dann ausrichten wollte . . .

Nebrigens hatte Jngolf in der letzten Zeit sein Bett lieben gelernt. Oft blieb er ganze Tage in seinem Klappbett draußen in dem großen hellen Wagen liegen, wo es so geschligt und behaglich war und wo er beständig Freunde um sich sah.

„Weshalb sollte ich aufstehen?“ sagte er mit einem fast schlauen Lächeln. „Ich gehe ja doch nur müßig, und hier habe ich es behaglich . . . Darf ich um mein Buch bitten. Ich muß es heute auslesen . . .“

Aber wenn der Abend nahte, und die Vorstellung beginnen sollte, dann froh Jngolf aus seiner Koje, zog eine blaue Stallmeisteruniform an und schlich hinüber in den Zirkus, um doch auch mit dabei zu sein und ein wenig Nutzen zu stiften.

Und dann konnte man, wenn Alexander und Hugo ihre Akrobaten-Potpourris in die Manege hinausstreuten, den jungen bleichen Mann in der Einfahrt stehen und mit einem großen, herzbewegenden Lächeln und Augen, die vor Sehnsucht dunkel wurden, diese gymnastischen Akkorde genießen sehen, in denen der helle Diskant des Terzettes beständig fehlte.

XVI.

Die ersten Frühlingsahnungen hingen bereits in der Luft. Von südlichen Meeren her wogte eine frische und gesundheitschwangere Brise durch die Lande. Sie blies den Himmel rein und führte etwas wie einen schwachen Blumentraum mit sich, einen ersten, zitternden Atemzug von fernen Rosen in Knospen.

Und von den ewig offenen Schleißen des Lebens jenkten sich Ströme von Sonne. Die Wärme dampfte auf den erwachsenen Wiesen. Die Säfte wogten und pulsierten in den schlummernden Niesen des Waldes. Menschen und Tiere und die ganze Natur der Erde wurde wieder zu neuem Leben und neuem Kampf geweckt . . .

Aber die harten Tage des Winters, die nun zu Ende waren, hatten langsam in Jngolfs Brust gegraben, sie hatten jeden Tropfen Kraft aus seinem jungen Körper gezogen. Zerstört und müde und des Blutes beraubt stand er im rettenden Frühling: ein junger markloser Baum, eine welke Mantel, die keine Sonne und keine Luft und keine Nässe des Sommers mehr sich belauben, blühen und den Wein des Lebens tragen ließ.

Eines Abends an einem der ersten Tage des Frühling hatte Jngolf einen heftigen Blutsturz bekommen, und man hatte ihn nach dem Hospital der frommen Schwestern am Fuß der weißen Berge gebracht . . .

Ringsum im Garten des Hospitals waren, um den Kranken, deren Brust und Lungen die Krankheit angegriffen hatte, leichtern Genuß von Sonne und Luft zu verschaffen, Zelte aufgeschlagen worden, deren Halbdach der frischen Brise der Berge geöffnet werden konnte.

In einem solchen Zelt lag Jngolf an einem frühen März-morgen, dessen kühlte Klarheit durch das offene Dach hereinströmte.

Während der Nacht hatte Jean-Paul an seinem Bett geessen, beständig die Hand des Pflegerobnes in der feintigen haltend.

Der Artist wußte, daß er nur noch wenige Stunden zu leben haben würde . . .

Wie wunderbar klein Jngolfs Kopf doch geworden war! Die helle Haut, hinter der kein Lebensfeuer mehr glühte, war so stramm über die harten Formen der Ziige gespannt. Die Blüte des Mundes war tot. Die reine Stirn, aus der das blonde Haar zurückgestrichen war, während an den fahlen Schläfen die gekräuselten Adern bläulich zum Vorschein kamen, schien von keinem Gedanken mehr beschattet oder beschienen werden zu sollen. Aber in dem Abend des kleinen verblühten Gesichtes glühten noch ein paar große, dunkle, immer klare Vogelaugen.

Augen, die noch von nichts befleckt waren . . .

Still, still waren die Stunden der Nacht in einer großen, düstern und tranervollen Ruhe veronnen. Aber das Rauschen der hohen Bäume draußen, der leise Fall des Taus auf das Dach des Zelttes und das Zwitschern der Morgenvögel, als die Tageshelle kam, hatte gedämpft um die beiden gesungen, mit den glücklichen Erinnerungen eines wachen Traumes von dem Nomadenleben, das sie geteilt und in dessen kleinen Freuden und Sorgen ihr Herzschlag sich verbunden hatte.

Als der Tag anbrach, schloß Jngolf einen Augenblick.



Pruntrut. Fürstlichbischöfliches Schloß.
Nach Aquarell von B. Wannwart, Pruntrut.



Christi Geburt. Altarbild mit den Bildnissen des Stifters Hans Oberriet und seiner Familie (Münster in Freiburg i. Br.) von Hans Holbein d. J. (1497–1533).

Jean-Paul sah fortwährend an seinem Bett . . .

Die ewige Ruhe der Bronze schien diesen großen Kopf ergriffen und seine Züge zu der Stille einer Statue erstarrt zu haben.

Aber hinter dem stummen Erz der Form, hinter dem kalten Willen des Metalls glühte ein lobendes Feuer, ein Opferfeuer auf dem mächtigen Hochaltar der Sorge.

Eine weite Erscheinung, eine Verwirrung heiliger Gedanken, ein Glaube an das Märtyrium seines Herzens, die schöne Ekstase einer Seele war es, die den Gaukler Jean-Paul groß und stumm am Sterbebett seines Sohnes, seiner Liebe sitzen ließ . . .

Aber Jngolf träumte.

Während die Morgenluft über diese weiße Stirne strich, unter der der Schlaf des Todes und seine letzten Erscheinungen spukten, erschien dem entschwindenden Leben des Gehirns das schwache Bild von jemand, dessen er sich nicht erinnerte und den er nie gekannt hatte.

Er sah ein Weib, weit, weit fort auf einer weiten Wiese mit vielen Blumen und roten Wolken in der Ferne. Und er wußte, daß es seine Mutter war.

Sie war fein und weiß, und wie er hinausstarrte, schien es ihm, daß sie näher käme, ihm entgegenschwebte, leicht über die betauten Blumen der Wiese tanzend in einem zitternden Morgensonnenschein.

Sie breitete die Arme gegen ihn aus, und auf ihrem Gesicht lag die Herrlichkeit einer leuchtenden Verklärung.

Und Jngolf legte seinen Kopf an ihre Brust, und ein wunderbar seliges Gefühl ergriff ihn. Fest erkannte er es erst: es war Angelika Amalie, Jean-Pauls Frau, seine Mutter, der Gott in seiner Güte ein Herz gegeben hatte . . .

Aber als Jngolf zum letzten Mal wieder erwachte, sah er, wie die milden Augen Jean-Pauls ihm entgegenleuchteten. Er fühlte, wie sein Kopf in seinen Armen ruhte und wie er zusammen mit ihm über große, wogende Wälder schwebte, denen Vogelgesang entstieg, über weite sonnige Seen, hinaus nach einem goldigen Himmel. Und er hörte halb wie im Traum die Stimme Jean-Pauls:

„Mein lieber Junge . . . Ist noch ein kleiner Seufzer übrig . . . Ist noch ein kleiner Seufzer übrig . . . Dank für alles . . . Dank für alles . . .“

* * *

Aber für den Clown Jean-Paul, dessen Gehirn in seiner eigentümlich genialen Verdrehung nicht so gut und regelrecht konstruiert war wie dasjenige anderer kluger Leute, für ihn wurde das Stück kommenden Lebens ein ewiger und barmherziger Abend. Eine fallende Dämmerung, in deren

mildem Licht alles, was einmal war, halb vergessen und wie durch die Träume schöner Wolken sichtbar wurde.

XVII.

Drüben im Städtchen am großen See lebte noch viele Jahre nachher ein alter und merkwürdiger Mann. Ein Sonderling, ein Mensch, in dessen Kopf die Stürme des Lebens Verwirrung geschaffen, zerrissen und gebrochen hatten, eine schöne, geheiligte Ruine hinterlassend.

Der Alte, der nun den Staubesjahren entgegenging, erhielt Nahrung auf Kosten der Gemeinde und ein Heim im Armenhaus des Städtchens. Aber trotz aller irdischen und geistigen Armut erchien sein Leben reich. Er war beständig froh. Auf seinem gütigen alten Gesicht mit dem weißen Haar und dem Lächeln der klaren Kinderaugen lag stets ein Ausdruck schöner Erwartung.

Es war, als wenn er immer draußen an einem fernem, herrlichen Horizont etwas Glückliches und Gutes sähe, etwas, das langsam gegen ihn gewandert kam und auf das er sich in kindlichem Glauben freute.

Aber der Alte besaß noch eine merkwürdige Fähigkeit für das Gute. Aus der heiligen Einfalt seines Gehirns stieg ein reiches Verständnis für das Wesen des Kindeslebens, das dunkle Geheimnis.

Es war, als sängen seine Gedanken die gleiche einfache Melodie wie alle die blonden Köpfe, die Kinder, die Tag um Tag erwartungsvoll sich um seinen Stuhl scharten.

Denn der alte Jean-Paul, dessen Leben in all seiner Armut doch so reich gewesen war, wurde von diesen Unmündigen geliebt, die ihn verstanden, wie er sie verstand.

Oft, wenn der Sommertag sich neigte und die Nacht der großen sinkenden Sonne die Kinder stumm machte, saß er inmitten seiner Gruppe am Tische des Armenhauses oder auf einer Bank am schlummernden See — den wunderlichen Wassern seiner eigenen fernem Kindheit.

Und er sprach und erzählte...

Seine Gedanken konnten merkwürdige Sprünge machen. Weite Ausblicke auf die Abendgegend einer seltsamen Phantastie konnten sich mit der Wirklichkeit seiner eigenen fortwährenden Reise von Land zu Land vermischen.

Wunderliche Menschen, die er nicht gekannt hatte, konnten erscheinen und sich mit denjenigen treffen, die dieses Leben ihn lieben gelehrt hatte.

Aber in allem, was er sie sagen und sprechen ließ, aus allen Ereignissen und allen Gedanken stieg beständig die gleiche liebevolle Ermahnung,



Die Könige aus dem Morgenland. Altarflügel mit dem Bildnis der Gattin des Hans Oberriet geb. Tschettenbüttin (Münster in Freiburg i. Br.) von Hans Holbein d. J. (1497—1543).

die gleiche kindliche Lehre, nach der er selbst gelebt und das Herz anderer geformt hatte: Sei gut und teile! Sei immer Kind! Liebe die Kleinen! Sei über Weniges froh! Macht einander das Leben leicht!

Aber es kamen auch Augenblicke, in denen der Alte eine zusammenhängende Geschichte erzählen konnte, ein schönes und naives Märchen von den Zugvögeln, der Komödiantenchar, in der er sein Leben gelebt und mit der er einmal Sommer und Herbst, Winter und Frühling dem Abend entgegengeflogen war,

der nun mit Frieden und stillem Glück nahte. . . Und er konnte von Jngolf erzählen, von seinem hellen liebevollen Sinn und seinem reizenden Spiel in der Luft. Von Alexander und von Hugos gutem Herzen und Angelika Amaliens schönem Tanz. Von der alten Stadt in der Ferne, wo Jngolfs kleiner Lehrbruder bei seiner Mutter auf dem Kirchhof im Tal schlief, dort unter dem weißen Kreuz und den großen Akazien, zwischen den dunkeln Säulen der Thuwabäume.

Im Fiebertraum.

Dieweil am Krankenbett die Mutter saß
Und ängstlich meine Atemzüge zählte,
Wohl seufzend auch der Leiden Last ermaß,
Die auf sie wartet, wenn der nächste fehlte,
Entführte suchte mich ein Fiebertraum
Zu einer alten niedern Schloßkapelle.
Nur wenig lockte mich der dunkle Raum;
Doch als ich überschritt die hohe Schwelle,
Gewahrt' ich plötzlich einen Dämmerchein
Von bunten Christbaumkerzen längs den Wänden.
Sie warfen dünne Schatten auf den Stein
Und auf das Gitterwerk. In ihren Händen
Ein Weihnachtslichtchen tragend, nahen jetzt
Viel kleine Mädchen. Meinem Blick enteilten
Sie rasch. Ich hatte mich indes gesetzt
Auf eine Bank. Streng in zwei Hälften teilten
Die Eisengitter ab das Gotteshaus.
Zuerst war's still ringsum, dann hört' ich schallen
Der frommen Kinderstimmen Chor heraus

Und hernach jede einzeln schüchtern lallen.
Was ich erlauschte, mußten Sprüche sein,
Die mir bekannt aus meinen Jugentagen
— Gefüllt war damals der Gedächtnischein —
Nun als Silvestergruß aus Ohr geschlagen.
Und bei dem einen, deutlich hergesagt:
„Zum neuen Jahre nimm den neuen Segen,
Zum neuen Jahr den alten Gott!“ da tagt
Mein Lebenslicht.

„Hab' ich schon lang gelegen?“

So rief ich und schlief ein.
Der Arzt erschien,
Betrachtete erstaunt den sanften Schlummer
Und schenkte mit dem Wort: „Ihr ist verlieh'n
Ein neues Leben!“ fort der Mutter Kummer.

Zu mancher Sorge bin ich aufgewacht,
Und mancher wirre Traum schloß mir die Lider
In all' der Zeit; doch die Silvesternacht,
Sie bringt mir stets des Kindes Segen wieder.

Nanny von Elcher, Albis.

Gedichte von Th. Baeschlin, Basel.

Winterwende.

Berge grenzen ein schmales Tal.
Des Mondes Sichel darüber wacht
Und säumt die Wolken allzumal
Mit lichthem Schein in weißer Nacht.

Die Wälder stehen starr und still,
Ein blanker Schleier sie umweht;
Fernab in Hängen flügel schrill
Ein Vogelrufen windverweht.

Der Sterne Reigen, Busch und Baum,
Mein ganzes, liebes Fußsüßtsland,
Sie träumen alle einen Traum,
Der schlingt um sie ein kräftig Band.

Vom Welterwachen träumt mein Tal.
Die ganze weiße Nacht entlang
Lausch' ich, ob auch in mir nochmal
Läutet ein zager Widerklang.

Vom Winterberg.

Wo die kleinen Glocken, die zagen,
Sonst nach dem Tau und der Sonne fragen
Und sich einet dem lieblichen Schwingen
Von Blumenfeldchen der Vögel Singen,
Hält feierlich der Winter Raft.

In tief erblauten Himmel ragen
Tannen, die blanke Bürde tragen,
Weiße Spitzenschleier umschlingen
Schlanke Birken, die Nebel ringen
Im Tale mit der Sonne Glast.

Von stolzen Höhen die fernen sagen,
Aus wallenden Nebeln bläulich wagen
Sich Gipfel, vom Tale ein leises Klingen
Will mir zu Berge den Sonntag bringen,
Zu Berge, mir, dem stillen Gast.

Eine Nacht.

Sternenpracht am Himmelszelt,
Ferne schweigend blanke Firne!
Mutlos steh' ich drauf' im Feld,
Nachtwind küßt die heiße Stirne.

Was an Traurigkeit in mir
Noch sich zeigen will und regen,
Flüchten möcht' ich es zu dir,
Die du mir so viel gegeben.